

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 44.

Donnerstag, 21. Februar.

1929.

(10. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Elise Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Nichts geschieht in dieser Nacht. Alles bleibt ruhig. Daß Benita Mironow emporsieht, als der eine Schlag der kleinen Reiseuhr in die Stille fällt, gleich einem silbernen Tropfen in eine dunkle Schale . . . das ist immer so, seit jener Nacht . . . damals. Und daß dann alles wieder lebendig vor ihr steht . . . alles, was geschehen ist . . . auch das ist jetzt schon alte Gewohnheit. Heute aber, heute wird es gleich wieder ruhig in ihr . . . Denn über sich, in der kleinen Stiebelstube, hört sie die gedämpften Schritte Sep Sollerns. Unablässig geht er hin und her . . . unablässig in dieser Nacht. Sie wird ruhig schlafen können. Sep Sollern wacht über sie alle. Ein dankbares Nicken ist auf ihrem Gesicht, als sie in die Kissen zurückgelehnt . . . Sep Sollern wacht . . .

In der Frühe des windigen Ostermorgens geht sie dann nach dem Frühstück mit ihm — Anna-Dorothee geleitet sie — am See entlang, den Weg, den sie gestern gekommen sind. Anna-Dorothee hat, ihrer Gewohnheit gemäß, die Dogge mitnehmen wollen. Benita verbietet es ihr, ohne jede Begründung. Unter ihren Augen entstanden dabei zwei dunkelrote Flecken . . . Sie ging selbst und löste das riesige Tier von der Kette, bog sich zu ihm nieder, strich mit fachten Händen über seinen Kopf und sagte ihm dabei ein paar estnische Worte.

Der Hund sah aufmerksam zu ihr auf, dann jagte er in weiten Sähen um das Haus, immer dicht an den Mauern entlang.

Kolja und Konstanze schlafen noch. Bis sie aufwachen, wollen die beiden anderen wieder zurück sein. Sie gehen ziemlich einsichtig am Wasser hin, über dessen geschuppte Wellen ein frisches Wehen streicht.

Ein sonderbares Gebundenheit ist in Sep Sollern. Er spricht wenig und dies wenige klingt irgendwie abweisend und gekehrt zugleich.

Sie trennen sich sehr bald, denn auch in Benita Mironow ist das leise Quälende einer unverständlichen Unruhe, die sie nur schwer zu unterdrücken vermag.

Als sie auf dem Heimweg sind, kommt Anna-Dorothee mit einer großen Neuigkeit heraus. Aglai Bezingens Mann hat ihr geschrieben . . . Ihr . . . nicht der Mutter . . . Sie müsse die Mama bestimmen, daß sie mit den beiden Töchtern in diesem Frühjahr, bald, für ein paar Wochen zu ihnen komme. Um auszuruhen.

Aglai Bezingen ist eine reichsdeutsche Verwandte Benitas. Ihr Mann hat große Besitzungen in Norddeutschland. Auf der schönsten von ihnen wohnen sie, wenn eben Aglai sich nicht gerade in irgendeinem anderen erreichbaren Weltteil herumtreibt.

Aglai denkt nie an andere. Aber Baron Bezingen ist ein sehr gütiger, vornehmer Mensch. Benita ist in früheren Jahren manchmal mit dem Ehepaar zusammen gewesen. Und Anna-Dorothee ist entzückt, mit welchem Eifer die Mutter den Plan aufgreift.

Wie ein rasches, erlöstes Aufatmen geht es durch Benita. Sie saßt mit einer übermühtigen Bewegung ihre Tochter unter und nun schlenderten sie so zusammen weiter. Dabei erörtern sie lebhaft die zu erwartenden Freuden der künftigen Ferienwochen und Benita stellt sich ganz auf Anna-Dorothees Hoffnungen ein, die sich für ihre erlebnisreiche Jugend an die Reise knüpfen.

Mitten hinein in ihr Gespräch aber schied Sep

Sollern von dem gegenüberliegenden Ufer des Sees einen prachtvollen Fuchser. Sie erwidern ihn nicht ganz kundig, und danach vermag Benita den zerrissenen Faden ihrer Unterhaltung nicht mehr zu knüpfen . . .

Als Anna-Dorothee schnell noch einmal die näheren Umrisse der Reise festlegen will, wehrt ihre Mutter beinahe ungeduldig ab. „So übereilt . . . Geliebtes Kind, das geht wirklich nicht . . .“

Benita Mironow ist selbst bestürzt von der Tatsache, daß es sie plötzlich überfallen hat: weg von hier . . . jetzt? . . . Nein, das ist unmöglich! . . . Irgendetwas in ihr sagt ihr unbarmherzig klar: Gestern um diese Zeit wäre es noch möglich gewesen, und du hättest diesen Ausweg aus den grauen Tagen deiner trostlosen Gegenwart ersehnt . . .

Es geschieht nichts an diesem windverwehten Ostertage. Und alles ist, wie es immer war, seit das alte Fischerhaus ihnen Schutz geschenkt . . .

Da entschließt sie sich, endlich einmal wieder zur Stadt zu fahren. Allerhand Dringliches ist dort zu erledigen.

Von der Einladung der Verwandten ist nicht wieder die Rede gewesen. Aber Benita — sich selbst gegenüber von einer grausamen Wahrheitsliebe — weiß: ich schäme mich, darum frage ich Anna-Dorothee nie, was sie dem guten Jasper Bezingen geantwortet.

Der Fasching ist längst vorüber . . . dieser erste, seit endlos bedrängten Glendjahren, durchlebte Karneval. Aber etwas davon funktelt noch in den Straßen der Stadt, irgendetwas von dem tollen Spul vibriert noch in der Luft. Benita fühlt es ganz deutlich . . .

Hinter riesigen Spiegelscheiben sind Kastaden leuchtend bunter, köstlicher Gewebe. Betörende Fülle kaum mehr gebannter Blüten lockt, in Körben und Schalen ausgebreitet.

Neu gekleidete Menschen gehen, beschwingt vom Bewußtsein gesteigerten, persönlichen Werts. Es riecht nach Blumen und eine kühle Sonne zeigt alte Schäden und neue Reize auf.

Benita Mironow kommt langsam vorwärts . . . Von den großen Spiegelscheiben geht es wie ein Karottikum aus . . . Zum ersten Male erscheint es ihr als ein Entbehren, nicht nach Willkür da und dort eintreten, nach Geschmack wählen zu können.

Da ist dieser erregend bunte Schal mit angeknüpften, seidenen Fransen. Einen ähnlichen hat ihr Kolja auf einer ihrer spanischen Frühjahrsreisen geschenkt. Sie trug ihn gerne. Ganz unvermittelt ist auch die uralte Eisentruhe vor ihr, auf deren Samtgrund die Opale lagen. Die berühmten, rötlichen Opale der Borns, von auserlesenen reinen Brillanten gesägt. Kaiserliches Geschenk an eine Vorfahrin Benitas, die Hofdame gewesen ist. Man sagte, Benita gleiche ihr unbegreiflich.

„Das große Geschirr“ nannte man es früher scherzweise, wenn die Frauen der Familie sich zu den Festen damit schmückten . . .

Sie hat nie daran gedacht. Schwereres als dieser Verlust war in jeder Tagesstunde, die getragen sein wollte . . .

Aber heute, ganz regungslos, ist das leidenschaft-

liche Verlangen da, das Ohrgehänge, das Diadem wieder anlegen zu können, dessen Schwere sie früher immer sehr belästigte. . . . Und ein Kleid zu tragen, glatt, weich und schimmernd. . . .

In dem Schaufenster eines Blumenladens, gerade vor ihr, sprüht verfrühtes Licht auf. Wie einer Erscheinung steht sie sich selbst in dem großen Spiegel, der dahinter ist, gegenüber. . . .

Sie prüft sich, kühl, sachlich. Das Kostüm ist veraltet. Dennoch, es ist irgendwie noch Stil darin — großer Stil. Wie seltsam erlösend für sie, diese Erkenntnis.

Rief sie jemand an? . . . Da ist es wieder, dies Unbestimmbare, schmerzhaft Lockende. . . . der Ruf.

Durch die blinkende Drehtüre einer Leediele kommt Tanzmusik, ein wenig frivol, voll Freude am Dasein an sich und einer Schwermut zugleich, die die Gedanken krank macht. . . . Gäste schieben sich heraus. Die gläsernen Fänge saugen neue ein.

Benitas Augen werden dunkel. . . . Tanz? . . . Was will das alles noch von ihr. . . . Es ist vorüber seit langem. Man ist alt geworden.

Oder ist es dies: einmal war im Kreise ihrer Bekannten die Rede davon, daß Anna-Dorothees Jugend nun bald ihr Recht fordern werde auf ein wenig Freude, auf Tanz. . . .

Aber Benita Mironow weiß, daß das, was sie mit dem Fieber einer neuen Lebensgier erfüllt, gar nichts zu tun hat mit Anna-Dorothee. In ihr selbst zittert das Verlangen nach dem Licht eines abendlichen Saales. . . . nach Farben. . . . Düften. . . . Nach einem Arm, der sich im Tanz um sie legt. . . . sie hält.

Ihre feinen Nasenflügel zucken. Sie drückt die Klinke der Tür nieder, die in den Blumenladen führt. Der Raum ist leer. Wohlgerüche durchströmen ihn. Spiegel reichen auch hier von der Decke bis zum Boden. Von allen Seiten kommt ihr wieder das eigene Bild entgegen. Aber diesmal lächelt sie ein wenig und errotet dabei.

„Gnädige Frau befehlen?“

So geschäftsmäßig höflich angerufen, begreift Benita, daß es nicht angeht, die Hände kühlend in die scharfen Blumen zu legen, die aussehen, als sei bläulicher Staub darüber gefallen.

„Ich möchte diese Blumen. . . . alle. . . .“ sagt sie etwas herrisch. Sie will sich damit selbst zur Ordnung rufen.

Erst wie die Blüten ihr weich im Arm liegen, empfindet sie das Seltsame: sie wird die Blumen zu Sep Sollern tragen. Aber ihr Denken ist nun schon ganz außerhalb ihrer selbst. Sie legt Geld auf die Platte des Tisches. Irgendetwas sagt die Verkäuferin. Sie hört es nicht, geht.

Und dann ist sie auf dem Wege zu ihm und es ist das Alte, Gewöhnliche. Straßen und gleichgültige Menschen. Leichte Luft voll heimlicher Laute. Mißtonende Warnungssignale, schrillende Klingeln und kurzes Aufgestörtsein. Hinter den gekuppelten, grün patinierten Turmzwillingen ein gläserner Himmel, kalt und hoch.

Später. . . . Seitenstraßen. Häuserhöfchen, wie aus Versenkungen aufdämmernd zu lustlosem Grau. Und in einen dieser unpersönlichen Steinwürfel tritt sie ein.

Es geht endlose Treppen empor. Namen auf gleichgültigen Türschildern. Unbekannte Schicksale am eigenen Vorübergeleitend.

Aber wo es am lichtesten ist, beinahe unter dem Dach, eine Tür. Eine ganz schmale unscheinbare Holztür ohne Klingel. Benita Mironow klopft hastig. . . . Jemand öffnet.

„Sie kommen zu mir, Benita? . . . Sie. . . .“

Wie Sep Sollerns Augen aufleuchten. Er nimmt noch unter der geöffneten Türe ihre beiden Hände hoch und preßt sie in den seinen. Und er vergißt die Türe zu schließen. Denn in ihm ist eine streng beherrschte Erregung, die sich auf Benita überträgt. Sie bemerken es gar nicht, daß sie sich sekundenlang gegenüberstehen in der verbrauchten Luft des staubigen Treppenhauses.

Nachher, drinnen in dem großen Atelier, das sehr nach nüchterner Zweckmäßigkeit aussieht und in nichts

den etwas unklaren Vorstellungen entspricht, die sie sich von der verwöhnten Uppigkeit eines solchen Raumes gemacht hat, legt Benita Mironow die Blüten auf einen fahlen Holztisch.

„Ich mußte sie zu Ihnen bringen“, sagte sie und hat dabei ein schwebendes Lächeln.

„Das ist lieb. . . . Dank! . . . Darf ich Ihnen den Belz abnehmen?“

Nein. Sie wird nicht ablegen. Es ist ein ganz offizieller Besuch. Nur die Blumen. . . . Außerdem. . . . sehr warm ist es nicht hier oben.

„Verzeihen Sie! Der kleine Eisenschloß braucht dauernd Zufuhr. Ich vergesse es regelmäßig. Dann streift er. Aber wenn man nett zu ihm ist, kommt er sofort in Glut. Wir wollen uns in seine Nähe setzen.“

Sep Sollern schiebt ein paar Korbessel voll bunter, weicher Kissen in die Ofenbude, die von der Rückseite einer riesigen Leinwand abgeschlossen wird. Seine Bewegungen, wie er nun die Kissen um sie her ordnet, sind wie zarte, kaum ange deutete Huldigungen.

Er trägt ein seidenes Hemd, vom Ledergurt gehalten, zu den schwarz-weißen Breeches. Ehe er zu ihr herüberkommt, reißt er die Jacke vom Nagel und murmelt eine Entschuldigung.

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, wenn ich hier einfalle. Ich fürchte, ich störe sehr.“

„Nehmen Sie wirklich an, ich würde jetzt mit einem Ja antworten?“

„Wenn meine Befürchtung zutrifft, hoffe ich es. Ich habe Sie für durchaus offen gehalten.“

„Ich werde immer offen gegen Sie sein, gnädige Frau. Ich werde Ihnen sagen, daß ich an Wunder glaube. Denn in all diesen Tagen habe ich an Sie gedacht. Unaufhörlich habe ich mir gewünscht, Sie möchten einmal hier hereinkommen. In den paar kurzen klaren Augenblicken dazwischen hinein habe ich mir dann gesagt: es ist unmöglich, daß Benita Mironow hierher findet. Und jetzt sind Sie vor mir. Sie sind zu mir gekommen. . . .“

Benita Mironow sitzt sehr aufrecht. . . . „Wie spricht er zu mir“, denkt sie in einer Art Abwehr. „Aber zugleich ist es schon wie ein Hineingleiten in dieses völlig neue Erleben.“

Das darf nicht geschehen. Etwas wie eine heimlich schleichende Furcht faßt sie. Sie kann nicht länger mehr hier bleiben. Sie wird fortgehen unter irgendeinem höflichen Vorwand. Sep Sollern muß das verstehen.

Und sie greift nach ihren Handschuhen. Er sieht es, und um seinen Mund ist wieder die sonderbare Verhaltenheit.

„Natürlich. Jetzt werden Sie gehen. Sie haben vollkommen recht. Es war unerhört, Ihnen das alles zu sagen.“

Aber Benita Mironow bleibt. Vielleicht ist es ihr einfach physisch unmöglich, sich zu erheben.

Denn durch ihren Körper gehen die Wellen einer bebenden Erregung. Eifige Wellen. . . . immer mehr anschwellend, bis ihr ganzes Sein darin erstarbt. —

(Fortsetzung folgt.)

Dom Engel, der die Flügel verlor.

Von Max Havel.

Ob es Engel gibt oder keine gibt: darüber streiten die Menschen. Die einen sagen: es gibt Engel, ganz gewiß gibt es Engel! Die andern sagen: ah bah, Ammenmärchen! Es gibt keine Engel — denn es hat noch kein Mensch welche gesehen! (Was dann die anderen Menschen wieder bestreiten!)

Hier nun erzähle ich ein kleines Märchen und im Märchen gibt es bekanntlich Engel. Das ist das einzige Land, worin es ganz zweifellos Engel gibt: das Märchenland — und wer das Leben als ein Märchenland anzusehen vermag, für den gibt es natürlich auch im sogenannten wirklichen Leben Engel.

Also, höret!

Es gab einen Engel im Himmel, den nach der Erde verlangte. So sehr nach der Erde verlangte, daß er einmal, als die Himmelstür offen stand, hinausschlüpfte und zur Erde hinabflog. Es war gerade Winterszeit und die

Menschen froren, insbesondere die armen, die dürftig gekleidet waren und nicht wußten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten.

Der Engel kam nun auf die Erde — aber ihn trug gar nicht, denn über den Stoff, aus dem die Engel gemacht sind, hat die Kälte keine Gewalt. Wie nun der Engel durch eine Stadt ging, an den vielen Menschen vorüber, durch die lichterglänzenden Straßen, erblickte er in einer Nebengasse einen Mann, der sehr arm zu sein schien und krank dazu. Er sah bleich und elend aus und brachte sich mühsam fort. Seine Kleidung bestand aus ein paar Lumpen, die viel zu dünn waren, um ihn gegen den Frost zu schützen — und so bot er ein Bild irdischen Jammers.

Als der Engel diesen Mann erblickt hatte, vergah er alle übrigen Menschen und die ganze lichterglänzende Stadt und ging auf den Mann zu. Denn er fühlte, der Engel, daß hier eine Seele leide — und dies zu fühlen, sind die Engel vor allem befähigt.

Er schritt nun neben dem Manne hin, der Engel, unsichtbar, wie es die Engel bleiben müssen, und begleitete ihn vor die Stadt hinaus, wohin der Mann den Weg richtete. Und dort, auf einem weiten Felde, das hart und finster und trocken lag, warf sich der Mann in den Lumpen zur Erde, wie um zu schlafen und nie wieder zu erwachen.

Er schloß die Augen, stöhnte und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Der Engel stand bei ihm und betrachtete den traurigen Menschen, dessen Qual ihn nun mit der ganzen Bitternis durchdrang. Der Engel beugte vor mitleidendem Schmerz — doch dann erblickte ein himmlischer Gedanke in seiner Seele. Er mußte dem Menschen helfen, er mußte ihn wärmen. Mit seinen Flügeln.

Der Engel griff nach den Flügeln, die ihm gegeben waren, und zog sie aus ihrer Form.

Wenn ein Engel seine Flügel opfern will, um andern zu helfen, kann er dies.

Der Engel opferte seine Flügel um dieses Menschen willen. Er legte einen unter das Haupt des Schlafenden und mit dem andern Flügel deckte er ihn zu.

Da schien es, als ob der Mensch im Schlafe lächle, gerührt von einem überirdischen Traum. Und ihn trug auch nicht mehr. Er schlief ruhig — und schlief hinüber in andere Reiche. Denn seine Lebenszeit auf Erden war um.

Der Engel aber stand flügellos. Er konnte sich nicht mehr aufschwingen in die Heimat, aus der er gekommen war.

Doch als er nun an seine ätherischen Schultern griff, wo ihm die schönen Flügel gestrahlt hatten, siehe, da erkannte er, daß ihm neue Flügel gegeben worden waren.

Denn die ewige Liebe hatte seine Tat gesehen und ihm die Heimkehr gewährt.

Jagd auf Seelöwen und Riesenechsen in Patagonien.

Von Alexander Hudei.

Ende des Jahres 1918 war ich eifrig damit beschäftigt, riesige Mengen Drucksachen für die argentinische Firma Fuhrmann u. Co. in Buenos Aires zum Versand zu bringen. Ein Wollwasmittel sollte in den Handel gebracht werden, und jede einzelne Viehfarm in der argentinischen Republik wurde förmlich mit Drucksachen bombardiert! Eine großzügige Reklame hatte eingeleitet, allein der Erfolg blieb aus, und viele der erst vor kurzem eingestellten Leute wurden wieder entlassen. Auch ich sah mich genötigt, mich nach etwas anderem umzusehen! Mit Freuden begrüßte ich dann den Vorschlag eines Freundes, mit nach Patagonien zu gehen, um die Jagd auf Robben zu betreiben. Schon in den nächsten Tagen lag unser Schiff „Präsident Mitre“ in See und brachte uns nach dem Süden des Landes. Auf der Robbenstation angelangt, sahen wir Tausende Seelöwen am Strande liegen, welche einen Heidenlärm verursachten, woran man sich tatsächlich erst gewöhnen mußte. Mein Kamerad Hans und ich unternahmen gleich einen Spaziergang längs des Strandes, aber überall das gleiche Bild, so weit das Auge reichte, sahen wir den Strand voller Seelöwen. Aber auch andere Meeresbewohner sahen wir. Unweit der Robbenstation lagen zwei Riesenechsen von etwa 4,50 Meter Länge, die von uns mit Steinwürfen ins Meer getrieben wurden. Die späteren Arbeiten auf der Station waren indessen nicht leicht, obwohl nur sechs Stunden am Tage gearbeitet wurde. Es hieß nicht nur die männlichen Seelöwen herunterzuschleichen, welche ein Gewicht von 4 bis 5 Zentner hatten, sondern das Fell mit der darunter sich befindenden etwa drei Finger dicken Speckschicht mußte von dem erlegten Tier abgetrennt werden, während der Kadaver wieder ins Meer geworfen und weiter nicht verarbeitet wurde. Wir schossen durchschnittlich fünfzig Seelöwen am Tag, also wurden täg-

lich etwa 200 Zentner frisches, gesundes Seetierfleisch ins Meer geworfen, welches eigentlich Verwendung finden könnte zur Herstellung von Fleischmehl. Aber hierzu fehlten in Patagonien noch gänzlich die maschinellen Einrichtungen, auch die Köpfe, denn keiner von den Unternehmern wußte etwas von fabrikmäßigen Betrieben zur weiteren Ausbeute des Robbenfleisches. Auf der Robbenstation wurden zur betreffenden Saison nicht weniger denn 18 000 Zentner, gleich 90 Eisenbahnwaggons a 200 Zentner, an Fleisch ins Meer geworfen. Zahlreiche Robbenstationen gibt es noch weiter südlich bis zur Magelhaensstraße, und da kann man sich ungefähr ein Bild machen, was dem argentinischen Volke durch die primitive Arbeitsweise auf den Robbenfangplätzen jährlich für ein Vermögen verloren geht! Hier wäre noch ein weites Feld für deutsche Unternehmer. Ein gutes Fleischmehl würde in den Kreisen deutscher Landwirte nur begrüßt werden. Die Lieferung von Maschinen zur Gewinnung von Fetten, Fleischmehl und Leimgallerte könnte einem Teil der deutschen Maschinenindustrie Arbeit geben; man denke dabei an die vielen Arbeitslosen. Die Verhältnisse in Patagonien sind dieselben geblieben, denn vor noch nicht zwei Jahren war ich wieder auf der Station und führte mit dem Besitzer Verhandlungen. Nun genug hiervon. Ich will noch über die Jagd auf eine Riesenechse schreiben, das größte Exemplar, welches seinerzeit von uns erlegt wurde. Es war in der Mittagszeit, als es hieß, es wäre ein riesiger See-Elefant gesichtet worden, denn so nannten wir die Riesenechsen. Alles eilte, um zur Stelle zu gelangen. Ein wahres Ungeheuer von grasgrüner Farbe lag etwa 15 Meter vom Meer entfernt im Sande. Nun wurde es von beiden Seiten angegriffen. Schüsse trachten, aber der Kolos rührte sich nicht, seine Umgebung und die auf ihn abgefeuerten Schüsse schienen ihn nicht aus der Ruhe zu bringen. Da plötzlich richtete das Tier sich auf, eine Kugel mußte wohl die dicke Speckschicht durchschlagen haben. Die Echse war aufgerichtet, haushoch, und stand, auf ihren riesigen Schwanz gestützt, zum Angriff bereit, furchtbar anzusehen! Ich stand dem Kolos am nächsten. Die übergroße, grünlich schillernden Augen, hypnotisch wirkend, auf mich gerichtet, ließen mich förmlich erstarren und ich rührte mich nicht vom Fleck. Erst durch Zuruf eines Schützen: „Springe zur Seite, das Vieh läßt sich auf dich fallen!“, bewirkte, daß ich blüßschnell zurücksprang. Gleichzeitig fiel aber auch die Echse von einigen Kugeln in den Kopf getroffen vornüber und bewegte sich nicht mehr. Wie nun das drachenartige Seeungeheuer so dalag, fielen mir die aus Stein gehauenen, in Hagenbeds Tierpark liegenden beiden Prachtstücke vorintuslischer Tiere ein, denen das Ungeheuer offenbar ähnlich sah. Sollte es mir vergönnt sein, hier eine höchst interessante Entdeckung gemacht zu haben? Ich erinnerte mich, im Herbst des Jahres 1906, von Bord des Dampfers „Lulu Bohlen“ aus, genau solch Seeungeheuer gesehen zu haben. Am letzten Tage unserer Jagd, im Jahre 1919, erlegte ich ein junges Tier derselben Gattung. Es war etwa zwei Meter lang und hatte riesige Globaugen. Skelett und Fell des Tieres sind von dem Unternehmer an irgend ein Museum verschenkt worden. Auch ich habe mir jetzt ein Skelett und Fell dieser Tierart erbeten und hoffe, in einigen Monaten im Besitz dieser Seltenheit zu sein.

Welt u. Wissen

Der Humor in der chinesischen Schrift. (Satire über Frau und Ehe.) Für den Europäer, der einen chinesischen Druck betrachtet, scheinen diese Schriftzeichen nur die Ausgeburt einer sinnlosen Phantastik zu sein. Dem Kenner enthüllt sich dagegen beim Studium der chinesischen Schrift ein tiefer Sinn und bisweilen sogar ein köstlicher Humor. Die Chinesen haben keine Lautschrift, wie wir, sondern eine Bilderschrift. Es ist demnach theoretisch die Möglichkeit vorhanden, einen chinesischen Text ganz gut zu verstehen, ohne auch nur ein Wort aus der Sprache des Himmels zu kennen. In der Wahl dieser Bilderzeichen muß man gestehen, daß sie ihre Satire besonders gern gegen das weibliche Geschlecht gerichtet haben. Ein kleines Muster ist das chinesische Zeichen für „Frau“; wenn man aber dieses Zeichen zweimal nebeneinanderstellt, so hat das neue Bild den wenig schmeichelhaften Sinn „Zank“. Dreimal nebeneinander bedeutet das Frauenzeichen gar „üble Nachrede“. Den Begriff „Hauslichkeit“ gibt der Chinese gleichfalls in einer wenig respektvollen Form wieder; es ist das Bild eines Schweines unter einem „Dach“, und geradezu skandalös ist das Bild für den heiligen Stand der „Ehe“, nämlich eine Frau und ein Schwein unter einem Dach. Sehr hübsch sind auch die Abteilungen, die die chinesische Schrift mit dem Bilde der „Tür“ vornimmt. Der „Bettler“ ist z. B. eine Kombination der Zeichen von „Tür und Mund“; denn die

Tätigkeit eines solchen armen Teufels besteht in einem Mund, der sich der Tür nähert. Recht boshaft ist das Zeichen für „lauschen“, nämlich eine „Tür“ nebst einem „Ohr“. Eine große Behaglichkeit spricht aus der Form, wie der Chinese den Begriff „Glück“ wiedergibt. Welcher Mensch ist am glücklichsten? fragt sich der weiße Mann des Ostens, und er gibt darauf die salomonische Antwort: „Der Bauer, der den Reiz seines Feldes ist.“ Demzufolge schreibt man das „Glück“ mit dem Zeichen des „Bauern“, vermehrt um das Bild für „Mund“. Der einfachere Begriff „Bauer“ selbst besteht aus dem Zeichen des „Mannes“, der neben dem „Feld“ steht. Das gerade Gegenbild des glücklichen Bauern ist nach chinesischer Auffassung der „Gefangene“, ein Begriff, der sich sehr einfach schreiben läßt. Er ist das gewöhnliche

Bild des „Mannes“, umrahmt von vier Tuschestrichen, die einen Kerker bedeuten. Von genialer Einfachheit ist die Art, mit der man in China den komplizierten Begriff des „Horizonts“ wiedergibt: es ist die Sonne und darunter ein Strich. „Licht“ ist übrigens „Sonne“ und „Mond“ nebeneinander. Eine bedeutende Wertschätzung der eigenen Männlichkeit enthüllt uns die Form, in der der Chinese das Adjektiv „groß“ darstellt: es ist das Zeichen des Mannes, gekreuzt von der Ziffer „eins“. Immerhin muß auch der stolze Chinese zugeben, daß der Himmel noch höher ist als er selbst, und so malt er ihn mit dem Zeichen „Mann“ und einem tüchtigen dicken Strich darüber. Chinesisch zu lernen ist, nach diesen Beispielen zu urteilen, gar kein so langweiliges Geschäft.

Das Reich der Technik

Technische Rundschau.

Von Ernst Trebestus.

Ein 60 000-Tonnen-Schiff mit elektrischem Antrieb. — Das größte Luftschiff der Welt. — Funkbaken als Wegweiser für Flugzeuge. — Konferenz zwischen unsichtbaren Teilnehmern.

Auf der Werft von Harland u. Wolff in Belfast (Irland) wird gegenwärtig der Kiel zu einem Ozeanriesen von 60 000 B.-R.-T. gelegt, der von der White Star Line in Auftrag gegeben wurde. Erweckt dieses Fahrgastschiff schon infolge seiner Größe das besondere Interesse der Schiffbauer, so noch viel mehr ob des geplanten Antriebes. Hat sich doch die Reederei für den elektrischen Antrieb des Riesenschiffes entschieden, wobei die Erfahrungen, die die Amerikaner mit ihren elektrisch angetriebenen Flugzeugmutter Schiffen „Saratoga“ und „Lexington“ sammelten, den Ausschlag gegeben haben dürften. Aber die Abmessungen, die der Neubau erhalten wird, sind bis jetzt noch keine Zahlen bekanntgegeben worden. Ebenfalls über die Leistung der Maschinen. Angesichts der ostentativen Bestrebungen aller führenden Reedereien der Welt, ihren Neubauten erhöhte Geschwindigkeit zu verleihen, dürfte auch die White Star Linie mit ihrem neuen Ozeanriesen eine Überraschung planen, und deshalb wird man sich auf eine Gesamtleistung der Hauptmaschinen, die hunderttausend Pferdekkräfte weit übersteigt, gefaßt machen müssen. Die Frage, ob die elektrische Energie durch Dampfturbinen oder Dieselmotoren erzeugt wird, interessiert außer den Schiffbauern auch die englischen Maschinenbauer in hohem Grade, da die benötigte außerordentliche Leistung der Hauptmaschinen die Vorzüge oder Nachteile der gewählten Kräfteverwendungsart in besonderer Weise hervortreten lassen wird.

Die Größe der beiden im Bau befindlichen englischen Starrluftschiffe „R. 100“ und „R. 101“ wird noch bedeutend übertroffen durch ein amerikanisches Luftschiff, das gegenwärtig von der Goodyear-Gesellschaft in Akron (Ohio) gebaut wird. Während die englischen Großluftschiffe 141 500 Kubikmeter Gasinhalt erhalten, soll das Luftschiff der Goodyear-Gesellschaft 184 000 Kubikmeter Gasinhalt aufweisen. Entsprechend erhöht sich auch die Nutzlast des amerikanischen Luftschiffes. „R. 100“ wird 156 Tonnen und „R. 101“ nur 150 Tonnen Auftrieb erhalten, wovon bei „R. 100“ rund 73 und bei „R. 101“ etwa 70 Tonnen für Nutzlast in Frage kommen. Das amerikanische Luftschiff wird hingegen bei 9 Tonnen Leertgewicht eine Nutzlast von 88 Tonnen emporzuheben vermögen, also 183 Tonnen Auftrieb erhalten. Die Verwendung von Helium als Traggas gibt dem Konstrukteur des amerikanischen Riesenschiffes die Möglichkeit, die Motorgondeln ins Innere des Schiffskörpers zu legen. Sie sind deshalb von allen Seiten bedeutend zugänglicher als bei den außenbords angeordneten Motorgondeln, deren Größe im Interesse des geringsten Luftwiderstandes so klein als möglich gehalten werden muß. Bei der Anordnung im Schiffskörper fällt der Luftwiderstand der Gondeln völlig fort. Freilich muß dafür der kleine Nachteil, die Schrauben nicht unmittelbar, sondern mittels Kupplungen und Regelradwellen anzutreiben, in Kauf genommen werden. Allerdings bietet dafür der mittelbare Antrieb die Möglichkeit, die Schrauben um 90 Grad zu verstellen, womit das Landen erleichtert werden soll. Die Räume für die Fahrgäste werden ebenfalls im Innern des Luftschiffes untergebracht. Die Auspuffgase der Motoren werden zur Erwärmung von Luft

herangezogen, und die erwärmte Luft dient alsdann zum Heizen aller bewohnten Räume.

Bei dem im August 1927 veranstalteten Wettflug von San Francisco nach den Hawai-Inseln benutzten die Flieger zu ihrer Orientierung die Funkbeileitung. Nach mancherlei Vorversuchen entschieden sie sich für die deutschen Funkbaken von Scheller, da sich die Navigation mit diesen Baken auf die Beobachtung eines einfachen Empfängers beschränkt. Ein gelegentlicher Blick auf den Empfänger belehrt den Flieger, ob er den richtigen Kurs hält oder davon abgewichen ist. Die Schellersche Funkbake besteht aus einem drahtlosen Sender, der abwechselnd zwei gekreuzte Antennen speist. Bei dieser einfachen Anordnung der Antennen ergeben sich vier Richtungen, in denen die von den beiden Richtantennen ausgestrahlte elektrische Energie genau gleich ist. Wird von der einen Antenne dauernd das Morsezeichen a (Punkt-Strich), von der anderen Antenne hingegen das Morsezeichen n (Strich-Punkt) ausgesandt, dann ergänzen sich diese beiden Zeichen an den Stellen, wo die von den beiden Richtantennen ausgestrahlte Energie gleich groß ist, zu einem Strich. Dieser Strich dient dem Flieger als ein ebenso einfaches wie zuverlässiges Orientierungsmittel. Kommt er nur ein wenig vom Kurs ab, so wird sein Empfänger nicht mehr einen Strich, sondern die Zeichen a oder n empfangen, je nachdem er links oder rechts vom Kurse abgewichen ist. Bei dem bereits erwähnten Fluge von San Francisco nach Hawaii stellten die Flieger fest, daß die Breite des Striches (der Raum also, wo der Empfänger des Flugzeuges nicht a oder n, sondern nur einen Strich empfängt) nur 9 bis 15 Kilometer beträgt. Da die Strecke 4000 Kilometer lang ist, so bedeutet die geringfügige Abweichungsmöglichkeit von 9 bis 15 Kilometer so herzlich wenig, daß man mit vollem Recht behaupten kann: die Schellersche Funkbake ermöglicht dem Flieger zu jeder Tages- und Nachtzeit die genaue Innerehaltung eines bestimmten Kurses.

Eine sehr beachtenswerte Neuerung auf fernsprechtechnischem Gebiet ermöglicht jetzt einem kleineren Kreis von Personen, die räumlich mehr oder minder weit voneinander getrennt sind, eine gemeinsame Beratung, ohne daß auch nur einer von ihnen einen Schritt aus dem Hause zu tun braucht. Diese Möglichkeit schuf die Konferenzanlage; ein Apparat, der einem Tischfernsprecher ähnlich sieht, daneben aber noch einen Lautsprecher aufweist. Je nach der Anzahl der angeschlossenen Teilnehmer weist der Hauptapparat 5 bis 10 Tasten und ebensoviel Schanzeichen auf. Bedient sich z. B. ein Industrieunternehmen, das aus mehreren getrennt liegenden Fabriken besteht, dieser Anlage, so würde der Hauptapparat im Bureau des Generaldirektors aufgestellt werden. Als Teilnehmer würden die Betriebsleiter der einzelnen Fabriken angeschlossen werden. Will der Generaldirektor seine Mitarbeiter zu einer gemeinsamen Beratung verbinden, so ruft er sie nacheinander durch Tastendruck an den Fernsprecher. Die Schanzeichen geben ihm Gewissheit, daß der angerufene Teilnehmer bereit ist. Das sehr empfindliche Mikrophon des Hauptapparates und der daneben aufgestellte Lautsprecher gewähren die Möglichkeit, daß jeder Teilnehmer nicht nur den Generaldirektor, sondern über den Hauptapparat hinaus auch jeden anderen Teilnehmer hören und mit ihm sprechen kann. Die neue Fernkonferenzanlage bedeutet ohne Zweifel eine Zeit, Mühe und Kosten ersparende Einrichtung. Vollkommen wird sie freilich erst, wenn sich zu dem Fernsprecher auch noch der Fernseher gesellt, damit sich die Beratenden nicht nur hören, sondern dabei zugleich auch sehen können. Erst dann wird der Raum zwischen den Teilnehmern völlig überbrückt sein.